

Kritik und Replik

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **56 (1976-1977)**

Heft 1

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kritik und Replik

CHINA IM BLICKPUNKT: FRAGWÜRDIGE OPTIK EINER REVISION

«Wir sind imstande, das zu erlernen, was wir vorerst nicht wissen. Wir verstehen es nicht nur, die alte Welt zu zerstören, sondern wir werden es auch verstehen, eine neue aufzubauen.»

Mao Tse Tung vor dem Zentralkomitee der KP Chinas, 1949.

Gerade wenn man die Revision, Erweiterung und Bereicherung unseres Bildes von Maos China für sehr wünschbar hält, nimmt man die Gedankengänge und Meinungen, die Al Imfeld bei seiner Sichtung der «deutschschweizerischen Chinaliteratur»¹ – dieses Auswahlprinzip ist zwar weder praktisch durchgehalten noch scheint es für eine angemessene Betrachtung des Problems angemessen – formuliert, mit einiger Verwunderung zur Kenntnis. Die unbekümmerten Zensuren, mit denen der Autor über andere Autoren und andere Denkweisen den Stab bricht, könnten allenfalls noch als polemisches Nebenprodukt hingehen, wenn ihnen die allen ändern und allem ändern überlegene Betrachtungsweise des Problems zugrunde läge. Enthält Al Imfelds Beitrag explizit oder implizit diese überlegenen Massstäbe der Betrachtung? Wird der Spiess der Kritik hier nicht auf eine allzu pauschale und – weil antihistorisch – unfaire Weise gegen Bücher gerichtet, die über China in den Jahren seiner ziemlich rigorosen Abkapselung zu berichten suchten und bei aller Bruchstückhaftigkeit zum guten Teil doch von geschichtlichen Vorgängen Zeugnis geben, über die man bei einer historisch fundierten Neueinschätzung des Phänomens Rotchina nicht mit so leichten Schritten hinweggehen kann,

wie das in Imfelds Beitrag der Fall ist?

Wenn auch früher die Schwarzmalerei und Verteufelung in einer antikomunistischen Propagandaliteratur teilweise üppige Blüten trieb, so kann es doch heute nicht sinnvoll sein, umgekehrt nun die ganze Entwicklung Rotchinas seit 1949 in das milde Licht eines – teils ideologisch bedingten, teils einer eher naiven Faszination am nicht entschlüsselten «Rätsel» China entsprungenen – positiven Vorurteils zu rücken, das sich seit der «Öffnung» (wie weit ist China für freie Information heute eigentlich wirklich offen?) in Form einer modischen Chinabegeisterung weitherum durchgesetzt hat.

Ein Beispiel soll zeigen, was gemeint ist: Im ersten Teil des Literaturberichts wird eine westliche Tendenz angeprangert, China zum «Symbol des politisch Bösen» zu degradieren. Nun ist es zwar charakteristisch für die Art von Imfelds Betrachtung, dass von der einschlägigen, früher höchstoffiziellen chinesischen «Gegentendenz», die USA und mit ihnen den kapitalistischen Westen als Raub- und «Papiertiger» zu beschimpfen, nicht die Rede ist. Dennoch bleibt ohne Zweifel der Widerspruch gegen politische Sündenbocktheorien berechtigt, soweit es um die Denunziation von propagandistisch fabrizierten «Sünden», also etwa des sagenhaf-

ten chinesischen Drogengeschäfts im Westen geht. (Auf solche Zweckpropaganda und die Schriften einschlägiger Verlage haben übrigens Leute, die ihrer selbst Herr sind und sich ernst nehmen, nie ihr Urteil über das neue China abgestellt.) Was aber veranlasst Imfeld und führt ihn dazu, unter den Stichworten «Belastung», «Vorwände», «Beschmutzung», «politische Abfallgrube» auch die Berichte über die in den fünfziger Jahren erfolgten Hinrichtungen und Vertreibungen der weisen Missionare abzutun? Wo liegt das Motiv, die Tragödie der Tibet-Invasion als «sakrosankte Geschichte» zu diffamieren?

Die schriftlichen Denkmäler für die Opfer der kommunistischen Umwälzung und der rotchinesischen Aggression in Tibet gehören in den Augen Al Imfelds zum «gefährlichen Genre der Apologetik». Gefährlich ist demnach nicht der Angreifer, dem Angegriffene zum Opfer fallen; gefährlich ist vielmehr, wer daran erinnert, dass es Opfer gegeben hat. Die Opfer selber, die Missionare zum Beispiel, standen auf der falschen Seite, und sie hatten erst noch ein falsches Bewusstsein von ihrer eigenen Lage und ihrer Umwelt («politische Probleme Chinas nicht begriffen»). Ihr Zeugnis ist daher deplaciert und sagt «über China herzlich wenig» aus. Punktum, sei's drum.

Haben die Folgen einer Politik nichts mit dieser Politik zu tun? Pu Yi, der letzte, zum Gärtner «umerzogene» Kaiser von China, begriff lange nicht, dass «alle menschlichen Handlungen von einer bestimmten Ideologie getragen wurden, weshalb man die ideologischen Wurzeln einer Straftat aufdecken musste, um ein Problem von Grund auf zu lösen». Reue, fügt Imfeld diesem Zitat

bei, genügt da nicht. Worin bestand aber die «Straftat» des Pu Yi und einiger Millionen weiterer Chinesen? Offenbar darin, dass sie einer politisch führenden Schicht, einer Oberschicht angehörten, die auf der «Ideologie» des Kapitalismus beruhte. Und wie wurde das Problem «von Grund auf» gelöst? Es wurden die «Felder», von den in Brechts «Kongress der Weisswäucher» die Rede ist, neu verteilt, die «Strukturen» bekehrt... Und was geschah mit den Trägern jener «ideologischen Wurzeln», die zu den «Straftaten» geführt hatten, was geschah mit der alten Führungsschicht? «Zwischen 1950 und 1953 begannen die Kommunisten durch eine Reihe von Verfolgungskampagnen die führenden sozialen Gruppen zu vernichten und durch ihre eigene Führungsschicht zu ersetzen. Nach ernsthaften Schätzungen wurden über zehn Millionen Menschen umgebracht» (Brockhaus Enzyklopädie, 17. Auflage, Band 3, S. 780).

Selbst wenn die «ernsthaften Schätzungen» quantitativ übertrieben sein sollten – eine Verifizierung der Zahlen durch den Historiker ist schwierig, so lange die Kommunistische Partei als neue Oberschicht neben dem Machtapparat auch den Informationsfluss streng kontrolliert –, so ändert sich nichts am historisch verbürgten Faktum des politischen Terrors, der sich als Ausfluss der neuen politischen Ideologie in China ergab. Eine «Frucht» dieser politisch-sozialen Ideologie, welche dem heutigen Herrschaftssystem zugrundeliegt, sind auch jene Lager für politisch Gefangene, in denen der Buchautor Bao Ruo-wang sieben Jahre seines Lebens zubrachte.

Soviel zur menschlichen und menschenrechtlichen Seite eines neuen poli-

tischen und sozialen Systems. Ein Urteil über das neue, in mancher Hinsicht erfolgreiche System darf sich um die Berücksichtigung dieser seiner humanen Kosten nicht herumdrücken.

Al Imfeld parallelisiert schliesslich die Lager für politische Häftlinge mit den Schilderungen einer Strafanstalt in Arthur Honeggers «Der Fertigmacher». Damit werden allfällige Missstände, die rechtlichen Begriffen des Vollzugs von Strafen für persönlich begangene und zu verantwortende Delikte widersprechen und deshalb zu beheben sind, auf die gleiche Ebene gesetzt wie die Existenz von chinesischen Straflagern für Gefangene, die dem kommunistischen Parteiregime politisch und ideologisch nicht passen. Hier wird die Optik, in der Al Imfeld das China-Bild zu revidieren sucht, bedenklich schief, weil er sehr Ungleiches vergleicht.

Wie gesagt: Nichts gegen eine Überprüfung und Erweiterung der in unserer Hemisphäre vorhandenen China-Kenntnisse. Aber solche Überprüfung kann sinnvollerweise nicht darin bestehen, dass man einfach Dunkles durch Helles ersetzt, dass man, wie Joachim Kaiser in seiner Zeitschriftenschau am Bayerischen Rundfunk bemerkte, so «verdammte weit geht mit dem, was er (Imfeld) einer Grossmacht zugesteht». Wenn schon, ist Helles und Dunkles zueinander in Beziehung zu bringen und in einer Gesamtbilanz einzusetzen. Nicht nur einseitige, inzwischen in ihrer Einseitigkeit weitherum schon aufgegebene Feindbilder sind zu denunzieren. Auch die teilweise naiven Schwärmerien, welche an ihre Stelle traten, verdienen, hinterfragt zu werden. Und sicher ist, dass eine Revision niemals zu einem Gewinn an Einsicht werden

kann, wenn man die elementaren Kategorien historischen Erkennens ignoriert. Hält man sich an diese, so wird man die lückenhafte Information über das neue China nicht so unvermittelt den westlichen Nachrichtenagenturen anlasten, sondern feststellen, dass Maos China während zwei Jahrzehnten die Aussenwelt von freien Kontakt- und Informationsmöglichkeiten weitgehend ausschloss und Diplomaten wie Journalisten auch heute in einer Art «goldenem Käfig» hält – was nach meinem Dafürhalten eher zu den dunkeln als zu den hellen Seiten Chinas gehört. Das Problem einer tiefgründigeren Begegnung mit dem neuen China liegt nicht vorab bei ethnozentrischen oder andern angeblichen Vorurteilen, sondern bei elementaren Fragen einer freien Information, die mit der Zunahme «offizieller» Chinareisen westlicher Beobachter und entsprechender Reiseberichte nicht gelöst sind. Über diese von den chinesischen Herrschern selbst verursachte Schwierigkeit kann jetzt eine westliche China-Euphorie so wenig hinweghelfen wie die China-Phobie, die ihr teilweise voranging.

«Mit der gegenseitigen Verketzerung sollte es ein Ende haben», schreibt Imfeld. Einverstanden! Aber die «echte Konfrontation» kann doch wohl nicht darin bestehen, auf keinen Fall darin sich erschöpfen, dass der eine die Sichtweise der andern Seite, soweit überhaupt perzipierbar, möglichst weitgehend übernimmt und dafür die eigenen Anschauungen und Wertungen möglichst weitgehend preisgibt.

Hugo Bütler

¹Schweizer Monatshefte, Februar und März 1976.